

Dio incarnato

Il Concilio di Nicea come evento culturale

Gleich zu Beginn ihrer Studie zum 1700. Jahrestages des Konzils von Nizäa (325) zitiert die „Commissione Teologica Internazionale“ (CTI) Athanasius den Großen (295/300–373), der in Verbindung mit dem Bekenntnis des Konzils vom Wort Gottes sprach, das in Ewigkeit bleibt (Jes 40,8) – so der katholische Kirchenhistoriker Klaus Schatz (Nr. 4). Wie kann ein in der Spätantike entstandenes Bekenntnis eine alle Epochen übergreifende Geltung beanspruchen? Hängt das Konzil von Nizäa nicht eng mit der Kultur der Spätantike zusammen. In der Zeit von Alexander dem Großen (356–323) bis zur Zeitenwende hatte sich im Nahen Osten und sogenannten Orient die hellenistische Kultur und Philosophie verbreitet.

Adolf von Harnack (1851–1930) sah im Bekenntnis von Nizäa (heute İzmit/Türkei) eine Verfälschung des Evangeliums Jesu von der Barmherzigkeit Gottes, des Vaters. Am Anfang dieser Verfälschung, so der evangelische Kirchenhistoriker, habe die Christologie Johannesevangeliums gestanden. Das christologische Dogma, so meinte Harnack, sei ein „Werk des griechischen Geistes auf dem Boden des Evangeliums“. Die „Lehre von der Erlösung in der Person des Gottmenschen“ hielt Harnack für unvereinbar mit dem Evangelium Jesu. Bei genauer Betrachtung war es aber der Presbyter Arius von Alexandrien (256/260–ca. 336), der mit seiner Lehre des zeitlichen Anfangs und der Kreatürlichkeit des Sohnes Gottes den Glauben an Jesus Christus in fragwürdiger Weise dem (Neu-) Platonismus anpasste. Denn die damals vorherrschende Philosophie konzipierte Gott als relationsloses erstes Prinzip, so dass dem Sohn nur die Stellung eines mittleren Wesens zwischen Gott und der Welt zukommt, was seine Gleichewigkeit mit dem Vater ausschließt.

Schon mit dem alttestamentlichen Glauben ist Arius' Verständnis von Gott unvereinbar. Denn zum Gott Israels, der sich seinem Volk offenbart und ihm Treue hält, gehören untrennbar sein Wort (*dabar/logos*), sein Geist (*ruach/pneuma*) und seine Weisheit (*chokma/sophia*). Daran sowie an die Dualität zwischen dem einen Gott und der Figur des Menschensohns (Dan 7,9–14) konnte das Bekenntnis zu Jesus von Nazareth, dem Messias Israels und Sohn Gottes, anknüpfen. Darauf weist die Studie der CTI im Abschnitt über die Einheit der Heilsgeschichte unter Rückgriff auf neuere jüdische Studien hin (Nr. 18–20). Zugleich warnt die Studie davor, den christlichen Glauben an Gott den Vater und seinen menschgewordenen Sohn aus den späteren Schriften der Bibel Israels abzuleiten oder in hinein zu projizieren, auch wenn aus christlicher Sicht ist der Gott Jesu kein anderer ist als der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, das heißt der Gott Israels. Die CTI betont auch die jüdische Identität Jesu und seiner Mutter Maria (Nr. 26).

Die Kirche konnte Arius nicht folgen, weil es auf Linie seines Gottesverständnisses unmöglich war, die Radikalität der „Kenosis der Inkarnation“ zu denken und im Schrei des Gekreuzigten den „Schrei des Sohnes Gottes“ (Nr. 27) zu hören. Um sich von Arius abzugrenzen, haben die Väter des Konzils von Nizäa das berühmte *homoousios* (wesensgleich/wesenseins) eingeführt. Mit Blick auf die vom Konzil vorgenommene begriffliche Bestimmung des Verhältnisses des Sohnes zum Vater spricht die Studie der CTI von *Metaphrase* (Nr. 114–115). Dabei handelt es sich um einen Begriff der Literaturwissenschaft, mit dem die wortgetreue Übertragung eines Ausdrucks in einen anderen gemeint ist. Im Falle des *homoousios* ist es die Übertragung der Aussage zur Göttlichkeit in Joh 1,1, der zentrale Referenztext in der Auseinandersetzung zwischen Arius und Athanasius: „Im Anfang war das Wort (*logos*) und das Wort war bei Gott und das Wort war Gott (*theos*).“ Auch die Septuaginta, die im hellenistischen Judentum ca. 250 vor Christus entstandene Übersetzung der Schriften der hebräischen Bibel, bezeichnet die CTI als *Metaphrase*.

In Nr. 84 nennt die Studie der CTI das Konzil von Nizäa ein „kulturelles und interkulturelles Ereignis“. Das Verhältnis von Religion und Kultur wirft die Frage auf, wie der christliche Glaube Eingang in eine andere Kultur als die Kultur, in der er entstanden ist, finden kann. Möglich ist dies, worauf Joseph Ratzinger/Benedikt XVI. mehrfach hingewiesen hat, weil menschliche Kulturen, füreinander offen sind, auch wenn ihr Verhältnis historisch nicht selten von Gewalt geprägt war. Kulturen sind keine abgeschlossenen Phänomene, sondern beeinflussen sich gegenseitig. Kulturwissenschaftlich spricht man daher wie die Studie der CTI besser von Interkulturalität als von Inkulturation. Hätte sich Arius mit seinem Verständnis von Gott durchgesetzt, gäbe es die christliche Religion mit ihrem Bekenntnis zur Menschwerdung Gottes nicht. Denn dann hätte nicht Gott selbst, sondern ein mittleres Wesen zwischen Gott und der Welt Fleisch angenommen.

Das Konzil von Nizäa ist daher nicht einfach ein Konzil unter anderen, die ihm gefolgt sind oder nur das numerisch erste der Ökumenischen Konzilien. Das Symbolum (Glaubensbekenntnis) des Konzils von Nizäa ist der „*Maßstab* des rechten christlichen Glaubens“ (Nr. 55) – zusammen mit der Erweiterung des dritten Artikels zum Heiligen Geist auf dem Konzil von Konstantinopel (381). Die Lehrformel des Konzils von Chalzedon (451) ist im Unterschied dazu eine *Definition* zum Schutz des Glaubens (Nr. 53), zum dem auch der Glauben an das volle Menschsein Jesu gehört.

Wir glauben, wie wir getauft wurden, so Athanasius (Nr. 51). Die Taufe aber setzt das Bekenntnis zur wahren Gottheit Christi voraus (*lex orandi – lex credendi*). Weil Jesus wahrhaft Gottes Sohn ist, dürfen wir, so Basilius der Große (329/330–378), auch zum ihm beten, ja ihn anbeten (Nr. 61). Mit Recht erinnert die CTI daran, dass die „Unterweisung im rechten Glauben notwendig und Teil der ordnungsgemäßen Taufpraxis“ (Nr. 51) ist und in Predigten und Katechesen immer wieder vertieft werden muss (Nr. 56–58).

Das *Symbolum Nicaenum* gehört mit dem Neuen Testament zur *normativen Phase* in der Entstehung des christlichen Glaubens. Der Grund, warum das Bekenntnis von Nizäa über den kulturellen Kontext hinaus, in dem es entstand, bleibende Normativität beansprucht, ist offenbarungs- bzw. inkarnationstheologisch begründet. Wenn in Jesus Christus Gott selbst als fleischgewordenes Wort zu uns Menschen gesprochen hat, dann ist an einer werthaftern Offenbarung festzuhalten und damit an einer Wahrheit des Bekenntnisses, die alle authentische Rede von Jesus Christus, dem Sohn Gottes, normiert. Mit dem Theologen Erik Peterson (1890–1960), der in Rom zum katholischen Glauben konvertierte, könnte man sagen, dass sich die „Logos-Offenbarung“ in Jesus Christus „ins Dogma hinein ausgeprägt“ hat. Zum Weg vom Kerygma zum Dogma gehört aber untrennbar der Weg vom Dogma zur Verkündigung, der darin besteht, das Bekenntnis für heute zu erschließen.

Helmut Hoping

Università di Freiburg i.Br.